

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 225 (1946)

Artikel: Tell und Gessler in der Kinderstube
Autor: Garbani, Charlotte
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375268>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

würde. Was aber das letzte Jahrzehnt seines Aufenthaltes in Yverdon für den Menschenfreund zum Martyrium machte, waren neben den zahlreichen Angriffen auf seine Anstalt, seine Person und sein System die Zermürbungen unter seinen Mitarbeitern. Sie trugen den Keim der Zersetzung in das Unternehmen, als es noch in seiner Blüte stand. Pestalozzi, in geschäftlichen Dingen Zeit seines Lebens unerfahren und vertrauensselig wie ein Kind, geriet immer mehr in die Abhängigkeit des klugen, berechnenden Schmid, der durch einschneidende Maßnahmen die Anstalt vor dem Zusammenbruch rettete, sich aber durch sein herrisches Wesen verhaßt machte und Pestalozzi seinen ältesten Mitarbeitern, Niederer und Krüsi, entfremdete. Als Frau Anna Pestalozzi, der gute Geist der Anstalt, 1815 77-jährig starb, brach der Konflikt offen aus. Beiden, Schmid und Niederer fehlte die Selbstüberwindung und Demut, die ein großes Werk erfordert, aber auch der letzte Tiefblick in die geniale Größe des Meisters. Besonders der sonst verdienstvolle Niederer, von dem der Pädagoge Hans Georg Nägeli sagte: „Pestalozzi

hat den Funken geschlagen, Niederer hat ihn zur Flamme entfacht“, ist auf der andern Seite „ein erschütterndes Beispiel idealistischer Selbstüberhebung“. Denn er glaubte, das System retten zu müssen, indem er dessen Urheber aufs Liebloseste bekämpfte. Von Niederer gilt das Wort: „Und wenn ich mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht . . .“

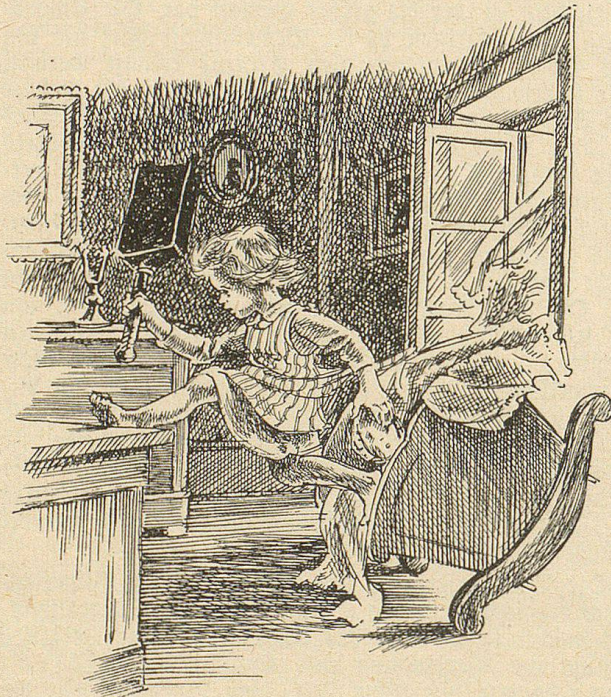
Niederer und Krüsi hatten die Anstalt schon längst verlassen, als diese sich 1825 auflöste.

Pestalozzi zog, von neuem geschlagen, sich auf den Neuhof zurück, von dem sein segensreiches Wirken ausgegangen war, bis zuletzt seine Lebensarbeit in Wort und Schrift vor der Mit- und Nachwelt verteidigend. Die bössartige, von Niederer inspirierte Schmähchrift Bibers gab dem 81-jährigen den Todesstoß. Man brachte den Sterbenden in das Haus eines befreundeten Arztes in Yverdon. Dort hörte am 17. Februar 1827 das große, edle, liebevolle Herz zu schlagen auf. Am 19. wurde er beim Schulhaus Birr begraben.

„Alles für andere, für sich nichts“ steht am Schlusse seiner Grabschrift.

Tell und Gefler in der Kinderstube.

Von Charlotte Barbani, Muralto-Eugano.



Dies geschah, als ich noch ein „Dreikäsehoch“ war und wohl zehnmal innert zehn Stunden „es Geschichtli“ verlangte.

Alles Mögliche und Erdentliche hatte man mir schon erzählt und bei Wiederholungen protestierte ich also gleich. Da kam Mutter auf den Gedanken, mir an Hand von Bildern, die Entstehung der Schweiz zu erzählen und für einige Zeit genügte dieses Thema meinem unerfättlichen Geschichtshunger.

Doch ich will ehrlich sein; viel Verständnis hatte ich für die Heimatgeschichte nicht, was gewiß zu entschuldigen ist. Wie sollte ich mit fünf Jahren die Worte „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern –“ verstehen, wo es heute Leute gibt, die mit fünfzig Jahren sie noch nicht begreifen? Auch fand ich es unerklärlich, daß sich die Bewohner Altdorfs über die Stange mit dem Hut ärgerten. Mir schien dieser Federhut gerade so lustig wie das Huhn und der Salami, die an jeder Tessiner Fasnacht am albero della cuccagna hängen und die Burschen zum Klettern verlocken. Vollends unbegreiflich dünkte mich die Aufregung der Zuschauer ob Tells Apfelschuß. „Das chönnt i jo au!“ dachte ich, voll Größenwahn, wie die modernen Welterneuerer. Was mir jedoch mächtig Eindruck machte, war Tells Fahrt mit Gefler über den sturmtostenden See und seinen Sprung auf die Felsenplatte. Schauerlich-schön fand ich diese Fahrt. Mutter mußte sie mir nochmals genau umschreiben, ja sogar ein drittes Mal, was ganz gegen meine Gewohnheit war.

Und eines Tages – ich war allein zu Hause, nachdem ich allerseits versprochen hatte, ruhig zu sein – da galt es die Zeit auszunützen.

Rasch wurde die Stube ausgeräumt, die Stühle in den Korridor gestellt, der Teppich zusammengerollt . . . und leuchtend dehnte sich der Vierwaldstättersee unter den Strahlen der Tessinersonne aus. Einiges Kopfzerbrechen bereitete mir das Fahrzeug. Zuletzt entdeckte ich das einzig Richtige, und glücklicherweise lag der rechtmäßige Besitzer nicht darin. Auch die Wiege meines Brüderchens wurde ausgeräumt, Kissen und Matratze hinausgeworfen und die schönste Tischdecke, die handgestickte, die nur bei besonderen Anlässen hervorkam, hineingelegt. Das Schiff eines Landvogts zu schmücken, war das etwa nicht ein besonderer Anlaß? Der Eina,

meiner größten Stoffpuppe, zog ich das himmelblaue Röcklein und den spitzenbesetzten Unterrock aus, band ihr dafür ein kariertes Küchentuch um die Schulter und ein getupftes Taschentuch um den Kopf; ein grim-miger Vogt lehnte hochmütig im Nauen. Mit der Armbrust, der Kohlenschaufel im Arm, stieg nun auch Tell ins Schiff. Der Föhnsturm konnte beginnen. Hui, wie raste er aus den Bergen hervor und warf sich über den See! Ich heulte und piffte aus Leibeskräften, und das Schifflein tanzte auf und ab inmitten der wilden Bogen. Die Sonne, die mir bisher lachend zugeschaut, tat mir nun den Gefallen und band sich ebenfalls ein Tuch um den Kopf, ein dickes Wolkentuch. Dunkel und dämmerig wurde es in der Stube, wie bei einem richtigen Unwetter.

Derweil die Wiege lustig schaukelte, lenkte ich sie - da sie Räder besaß - im Rutschtempo über den glatten Zimmerboden, an den gefährlichsten Klippen, Tisch und Schreibpult, vorüber. Es war einfach herrlich! Der einzig Störende in dieser Szene war Gefler, der bald auf dem Rücken rutschte, bald auf die Nase purzelte, so daß ich ihm stets wieder auf die Beine helfen mußte.

Inzwischen hatte sich draußen ein „echter“ Wind erhoben, Blätter tanzten zum offenen Fenster herein, es donnerte. Auch drinnen tobte der Sturm immer wilder, der Nauen drohte oft umzukippen. Doch schien mir plötzlich, als grins mich Gefler höhnisch an. Warum? Ei, ich ahnte es wohl! Er machte sich über mich lustig; denn ich spielte nur Sturm und Steuermann - Tell regte sich nicht. „Warte nur!“ - drohte ich dem allzu Siegesgewissen. Und wie die Rabe um den heißen Brei, lenkte ich das Schifflein um den Tisch herum. Soll ich's wagen? Soll ich's nicht? Langsam erwachte der Heldennut. Durch einige kräftige Stöße gab ich der Wiege den richtigen Schwung, faßte die Armbrust, schlug dem grinsenden Vogt eins auf den Kopf, schwang mich kühn über den Schiffrand - und ward im selben Augenblick zurückgerissen. Kopfüber stürzte ich in die „Bogen“, das Schiff folgte mir seltsamerweise nach und begrub umkippend Tell und Gefler unter sich.

Wie lange ich unter der Wiege lag, weiß ich nicht. In meinem Kopf brummte es gar komisch, gerade als flöge eine Hummel darin umher. Kaum achtete ich darauf, denn das Ärgste war die Furcht, die mich jählings erfaßte. Glaubte ich doch ernstlich, Gefler sei es gewesen, der, plötzlich lebendig geworden, mich zurückgerissen habe! Und dieses unheimliche Geschöpf lag nun wahrscheinlich dicht neben mir, zu neuen Streichen bereit! Ich konnte keinen Laut von mir geben, die Kehle war mir zugeschnürt, ich war wie gelähmt. Mein Heldenmut verkroch sich gleichfalls in die dunkelste Ecke.

Allmählig begann mir aber die Luft auszugehen. Vorsichtig wagte ich unter der Wiege hervor zu kriechen, - und schon riß es mich wieder zurück! Entsetzt wollte ich um Hilfe schreien, da hub zugleich ein Klopfen und Poltern an der Wohnungstüre an. Wie ein gejagter Feldhase spitzte ich die Ohren und vernahm nun eine schimpfende, schrille Stimme, die draußen nach meiner

Mutter rief. Oh, ich kannte diese Stimme nur zu gut. Sie gehörte der „bösen Frau“, der Bewohnerin des ersten Stockwerks. (Wir waren im zweiten.) Diese Dame war ein richtiger Kinderschreck. Man durfte nicht springen, nicht lachen, nicht Ball spielen, nur auf Pantoffeln schreiten, und dies alles, weil die Unglückliche während 200 Tagen im Jahr Kopfschmerzen hatte und während 165 Tagen Migräne. Ausgerechnet ob diesem empfindlichen Haupt spielte sich ein Föhnsturm auf dem Vierwaldstättersee und ein Stück Schweizergeschichte ab.

Ich lauschte atemlos; doch die Türe war ja geschlossen, die „böse Frau“ konnte nicht herein. Also wartete sie draußen, und ich drinnen, gleich sehnsüchtig auf Mutters Rückkehr.

Mäuschenstill kauerte Tell in seinem Gefängnis unter Bewachung der beiden Tyrannen. Durch eine Verzierung der Holzwiege konnte ich wenigstens die Türe sehen, und ich betete aus tiefstem Herzen: „Gleber Gott, schick bald die Mutter heim!“ Endlich erhob sich draußen Stimmengewirr, eine Sturzflut von Klagen kam über die Lippen der erbosten Wartenden: „Schrecklicher Lärm - nicht zum Aushalten - unerhört.“ Die Türe öffnete sich, und neben Mutters erschrockenem Anblick tauchte wie eine unbeildrohende Gewitterwolke die Gefürchtete auf. Was tat's? Ich atmete, nein, ich stöhnte erleichtert auf. „Cha nümme uffstoh!“ - jammerte es kläglich unter der Wiege, der hinzueilenden Mutter entgegen. Als sie meinen Kerker zur Seite schob, spürte ich noch einmal den unsanften Ruck am Kleid, dann riß es, und ich war frei. Schreckensbleich stellte mich Mutter auf die Füße; aber es fehlte mir wirklich nichts; im Gegenteil, ich hatte etwas zu viel: eine Beule auf der Stirne. „Gefler heb mi ned los glo!“ - rief ich, meinerlich auf die Puppe deutend, und bemerkte erst jetzt ihren traurigen Zustand. Aus dem aufgerissenen Kopf des Vogtes quoll die Kapockfüllung, und all sein Hochmut war verflogen.

„Gefler?“ - Mutter machte ein Gesicht, als fiele sie aus dem Mond - dann verstand sie alles. (Verstehen Mütter nicht immer alles?) „Hä, du bißch no e fura-schierte Tell!“ meinte sie, und ihre Stimme verriet unterdrücktes Lachen, was mir gar nicht am Plaze dünkte. Als sie jedoch zwei abgerissene Schürzenbänder aufhob, dämmerte mir die Wahrheit. Sollten diese Geflers Hand gewesen sein? (Während der stürmischen Fahrt, hatten sie sich um den Wiegenrand geschlungen und zu einer Schlinge verwickelt.) Nun betrachtete Mutter das „Schiff“ und sah, daß es einen Bruch aufwies; sie zog ihre beste Tischdecke hervor und sah, daß eine schwarze Kohlenschaufel in ihr lag. „D'Armbrust“ - erklärte ich ängstlich, denn ich wartete auf das gerechte Donnerwetter. Aber siehe da! Mutter begann plötzlich zu lachen.

„Werde mich beim Hausherrn beschweren!“ - klang es drohend von der Türe her. Ach, wir hatten den zweiten Gefler ganz vergessen, der draußen auf die Entschuldigungen wartet! Und weil die „böse Frau“ kein Verständnis für mein patriotisches Abenteuer hatte, verschwand sie empört, um ihre Drohung zu verwirklichen.